

"...mal himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt" : Jenny Brown-Sulzer im Jahr vor ihrer Hochzeit

Autor(en): **Zogg, Kamla**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **87 (2012)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-325072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kamla Zogg, Zürich. Sie ist Historikerin und Kunsthistorikerin und arbeitete von 2006 bis 2011 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Museum Langmatt.

«... mal himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt»

Jenny Brown-Sulzer im Jahr vor ihrer Hochzeit

Jenny Brown-Sulzer (1871–1968) wuchs in Winterthur als Tochter des damaligen Seniorchefs der Firma *Gebrüder Sulzer*, Jakob Heinrich Sulzer, und der Bertha Sulzer-Steiner mit fünf Geschwistern auf. Ihre behütete Kindheit wird von einigen Fotografien festgehalten und klingt auch hin und wieder in Tagebucheinträgen mit kurzen Reminiszenzen an die Kindheit «im schönen Winterthur» an.

Typischerweise endete für die Töchter grossbürgerlicher Familien die auf die Kindheit folgende «Backfischzeit» nach der Konfirmation mit etwa 16 Jahren mit einem Aufenthalt im Pensionat. Auch Jenny wurde zum Sprachaufenthalt ins Welschland geschickt. Fern vom Elternhaus vollzog sich der Vorstellung entsprechend eine Metamorphose: Die junge Frau trug nun Erwachsenenkleidung und legte entsprechende Manieren an den Tag – möglichst ohne jugendliche Unausgewogenheit. Sie war bereit, in das gesellschaftliche Leben eingeführt zu werden. Damit befand sich die junge Dame auf dem Heiratsmarkt und hatte im gesellschaftlichen Rahmen von Visiten, Vereinsaktivitäten, Soireen et cetera zu demonstrieren, dass sie für einen standesgemässen Gatten die geeignete Repräsentantin und Mutter von Nachkommen war. Denn eine wirkliche Erwachsene wurde die Tochter in der Vorstellung der Zeit erst mit der Heirat.

Für Jenny Sulzer sollte sich die Übergangszeit als erwachsene Tochter des Hauses in die Länge ziehen. Am 5. Januar 1896 beginnt Jenny in einem einfachen Heft mit Leinenumschlag ein Tagebuch – es sind ihre letzten Monate als ledige Frau, doch davon weiss sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Bedauerlicherweise beschreibt Jenny nur den Zeitraum vom 5. bis zum 12. Januar. Sie wird mehrmals an der freien Tagebuchführung scheitern und benötigt offenbar den festen Rahmen von vorgedruckten Tagebuchformaten, um bei der Sache zu bleiben. Jennys erster Tagebucheintrag befasst sich an ihrem 25. Geburtstag mit den Vorzügen des Tagebuchs:

«Ist es nicht komisch, daß ich noch in meinen ›alten Tagen‹ d.h. nach einem Viertel Jahrhundert anfangs ein sogenanntes Tagebuch zu schreiben? Ich glaube es ist ganz gut wenn man seine Gedanken u. Sorgen seine Hinter-Gedanken (denn jeder Mensch hat ein solches «Hinter-Stübchen») niederschreibt. Beim späteren Durchlesen sieht man am besten, wie man sich oft dummes Zeug einbildet u. daß man sich gar nicht immer so lobenswert benommen hat, wie die Leute nach äußerem Urteilen gefunden u. wie man selbst zu finden geneigt ist.»

Auch mit 25 Jahren plagen Jenny jugendliche Gefühlsschwankungen. So berichten die ersten Tagebuchseiten davon, dass die von ihr ersehnte «Geduld und Ruhe» nicht zu finden sei. Stattdessen beschäftigt sie ein «schlimmes Versäumnis», welches sie im Tagebuchfragment noch mehrmals erwähnt jedoch nicht näher erläutert. Sie bezichtigt sich in diesem Zusammenhang übler «Geheimnistuerei», welche sie bitter bereut, und spricht von ihren Fehlern:

«...ich will auch meine Fehler gar nicht bemänteln, mit einem Wort, ich bin sehr oft sehr eigen, u. wirklich launisch, ein mal himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, u. vom einen zum anderen brauchts bei mir nicht viel.»

Dankbar ist sie deshalb für ihre Freundinnen, welche sie «im Gleichgewicht halten» und denen sie alles anvertrauen kann. Am folgenden Tag, dem 6. Januar, kreisen Jennys Gedanken angesichts des schlechten Gesundheitszustandes eines Onkels um Gott und um Vorhersehung:

«Oft sagte ich mir: ›Es gibt keinen Gott‹ Aber am Ende bin ich doch wieder zu dem Schluß gekommen, daß es einfach nicht anders möglich ist; es gibt eine höhere Macht[...] Ich bin gewiß, daß jeder Mensch mehr od. weniger aus sich machen kann...»

«Wir vom Glück begünstigten denken viel zu wenig an die Armen»

Zu den Verpflichtungen, welche grossbürgerliche Frauen zu erfüllen hatten, gehörte auch die soziale Fürsorge. Ein Krankenbesuch am 8. Januar bei einer ärmeren Familie lässt Jenny über die soziale Ungerechtigkeit sinnieren:

«Wir vom Glück begünstigten denken viel zu wenig an die Armen, wenngleich wir meinen recht viel für sie zu tun; wie geben wir oft gedankenlos Geld aus für Sachen, die wir gar nicht nötig haben u. Summen, die wenn wir sie zu unserem Gebrauch ausgeben uns [für] nichts zu hoch u. unnütz scheinen, welche ein Segen wären sie für solch eine arme Familie. Ja, es ist wahr, man begreift die Armen, wenn sie sich benachteiligt fühlen u. ihrer Erbitterung gegen die «Kapitalisten» Luft machen, sie müssen dann nur noch von gewissenlosen Menschen die nicht die Armen sondern ihren eigenen Vorteil dabei im Auge haben gehetzt u. aufgesta-



Abb. 1: Jenny Sulzer 1889 mit 18 Jahren (links) mit Freundinnen aus dem Internat in Neuchâtel. Archiv Museum Langmatt, Stiftung Langmatt Sidney und Jenny Brown, Baden.

Abb. 2: Fotografie im Rahmen von 1881, Jenny Sulzer als 10-Jährige mit Puppen. Archiv Museum Langmatt, Stiftung Langmatt Sidney und Jenny Brown, Baden.

chelt werden. Wie ist aber allen Armen zu helfen? Jeder Einzelne kann wohl helfen soviel in seinen Kräften steht, aber deswegen wird es doch immer solche geben, die halt es eben zu nichts bringen, schließlich sind sie ja auch nicht allein daran schuld, es kann sich eben keiner gescheidter machen wenn er beim Austeilen der Weisheit zu kurz gekommen ist. – Darum wird es immer Arme geben u. hat von je her seit die Welt besteht Arm u. reich gegeben, es können ja nicht Alle gleich viel haben, wenn man noch gutmütig teilen wollte das ginge keinen Tag u. so hätte keiner mehr gleich viel wie der Andere[...]gibst Du also, weil du es eben gerne tust, um dir eine Freude u. Befriedigung zu erschaffen; dann wäre das indirekt auch Egoismus; wenn man so weit gehen wollte, so wäre schließlich Alles, was der Mensch tut, wenn er sich edel benimmt, einen reinen Lebenswandel führt, von Egoismus herzuleiten, eben weil sich der Mensch so gut als möglich machen will, um Freude u. Befriedigung an sich selber zu erleben. Aber nein, so weit darf man nicht gehen[...]Mit dem Geld geben ists auch nicht getan, man sollte sich einfach mehr um die Armen bekümmern, damit sie wissen, daß sie Freunde u. Ratgeber auch unter den Reichen haben, das Verhältniß zwischen Arm u. Reich würde dadurch gewiß auch besser; von unserer kleinen Stadt rede ich überhaupt gar nicht denn da tut man viel; aber in den großen Städten, wo ein solch ungeheurer Luxus sich neben dem größten Elend breit macht da sollte es anders sein...»

Die Frau nimmt alles viel ernster als der Mann

Über ihre eigene Rolle, jene der grossbürgerlichen Frau, macht sich Jenny am 9. Januar ihre Gedanken. Ihren Vater bewundert sie, ganz die getreue Tochter, als ihr «Höchstes u. Vollkommenstes was es auf Erden gibt». Seine Leistung im Geschäft sei unvergleichlich, und dennoch finde er stets noch Zeit, sich um andere zu kümmern. Jedoch ist Jenny nicht überzeugt, dass alle Männer solche Bewunderung verdienen:

«Ja ja, Frauen haben immer Zeit, so sagte mir einmal jemand, u. er hat in so fern ganz recht d. h. wenn er uns mit einem so geplagten Geschäftsmann wie Papa vergleicht; aber das kann der jemand auch nicht abstreiten, daß viele «Herren» auch noch zu vielem Nützlichem Zeit fänden, wenn sie wollten. Es gibt Leute, die meinen, weil die Frauen eben «zu Haus» seien, so tun sie eben nicht viel, denn für die Männer bedeutet das zu Hause sein Nichtstun, nicht aber für die Frauen, denn ihre Bestimmung ist der häusliche Herd, wo sie ihre vielen Geschäfte ohne großen Lärm zu verrichten haben.»

Die grossbürgerliche Frau ging einem dreifachen «Beruf» nach, sie stand dem Haushalt vor, hatte mannigfaltige gesellschaftliche Verpflichtungen, nicht nur re-

präsentative Besuche und Einladungen, Dinners, Bälle, Mittagessen, sondern auch Aufgaben, welche heutzutage oft in Restaurants, Hotels oder Tagungszentren ausgelagert werden. Daneben war sie für das Wohlergehen der Kinder und des Gatten verantwortlich und hatte bei ihrem streng durchgeplanten Tag niemals den Anschein von «Arbeit» abzugeben. Scharfsichtig und mit einem bemerkenswert emanzipatorischen Unterton analysiert Jenny die unterschiedliche Gewichtung der Aufgaben von Frauen und Männern in ihrer Gesellschaftsschicht:

«Es scheint mir auch, als ob viele Männer gerne prahlten mit ihrem «Arbeiten» u. es ganz gerne sehen, wenn man sie bemitleidet. Natürlich sind das gewöhnlich ledige Herren, die glauben, die Frauen tun im Grund nichts, u. wenn die dann einmal ein eigenes Heim haben, so werden sie schon von ihren Ansichten kuriert, denn die Frau kann ihnen dann nicht immer auf Kommando bereit stehen! – die Männer haben ja gar nicht gerne, wenn sich ihnen die Frau gleichstellt, sie wollen natürlich dominieren, u. bis die Frauen endlich [u.] zwar nicht einmal an allen Universitäten studieren durften, u. zeigten, daß sie ganz dasselbe wenn nicht noch mehr leisten konnten hats viel Uneinigkeit gegeben; auch jetzt noch werden die Studentinnen schief angesehen, man vermutet gleich irgend eine verkappte Nihilistin od. sonst ein überspanntes Frauenzimmer in ihnen. Und doch wie leicht begreiflich ist es, wenn sich nicht ein jedes einmal auf eigenen Füßen zu stehen gezwungenes Mädchen zur [...] od. zur Kindsmagd sondern zu etwas höherem berufen fühlt u. einen solchen Beruf auch auszuüben befähigt ist. – Wenn es dann auch nachher noch einen «Lebensgefährten» findet, u. seinen Beruf auch nicht direkt ausführen kann, so trägt es an seiner Wissenschaft nicht schwer, u. wer weiß, ob es sich in irgend einem Fall nicht einmal seinem Mann zu Hülfe kommen kann, denn es ist ja nicht gesagt, daß dieser «Auserwählte» im «Licht» sei, u. schon manche Frau hat ihrem Mann mit Klugheit u. Umsicht u. Verständnis auch in Sachen mit denen sich gewöhnlich nur die Männer beschäftigen aus der Patsche geholfen. Ja es ist ganz recht, es sollen nur recht viele Frauen studieren u. sich den Herren der Schöpfung gleichstellen wollen; denn dann kriegen sie Angst überholt zu werden, sonst, wenn sie das nicht fürchteten, so könnten sie ja einfach die Frauen lächelnd gewähren lassen in dem Gedanken: «die bringens ja doch nie so weit wie wir». Ich las einmal daß bei den Prüfungen selten eine Frau, dagegen wie viel «vielversprechende Jünglinge» durchfallen. Da hat man ja den Beweis, daß es den «Herren» schon Angst werden darf, die Frau nimmt alles viel ernster als der Mann u. kann u. muß auch manigfache Entbehrungen ertragen, die den Mann[en] viel schwerer zu tragen gelingen würden. Nun genug für heute, ich werde sonst noch ganz wütend auf die Herren der Schöpfung, obgleich es sehr viele «Nette» darunter gibt.»

Die Malerei ist das Schönste, was es geben kann

Wir ahnen, auch Jenny hätte wohl gerne studiert – wie es etwa eine Generation später Victoire Haemmerli-Boveri an der Universität Zürich mit Biologie tat.

Im Anschluss an die Pensionatszeit erhielt Jenny, so die mündliche Überlieferung, eine kurze Ausbildung als Malerin in München. Eine grossbürgerliche Dame hatte sich in den schönen Künsten nicht nur auszukennen, sondern praktizierte meist daneben eine Kunstform. So vermochte sie zu unterhalten, denn diese schönen Künste waren immer auch publikumsbezogen und Bestandteil der Repräsentation. Selbstverständlich durfte sie mit ihrem Talent nicht an ein grösseres Publikum gelangen. Die Tätigkeit gab den Damen auch die Möglichkeit, zu demonstrieren, dass sie diszipliniert an sich selbst arbeiteten – nicht zuletzt war es diese Haltung, welche sie auf dem Heiratsmarkt als künftige Ehefrau attraktiv machte.

Jenny Sulzer lebte als ledige Tochter natürlich unter der Obhut der Eltern in Winterthur: Sie beschreibt am 11. Januar im Tagebuch, dass sie spätabends keine Tagebucheinträge machen könne, weil der Vater das Kerzenlicht sehen könnte. Jedoch hat sie sich offenbar ein Stück Unabhängigkeit erobert, es scheint, dass sie in Winterthur ein eigenes Atelier oder zumindest ein separates Arbeitszimmer mit Palisanderpult benutzte, beschreibt sie doch in mehreren Einträgen ihre «Bude», wo sie sich gerne ganz in die Malerei vertiefen würde:

«... Es ist zwar bärenmässig kalt in meiner Bude, kein Wunder, denn das Thermometer zeigt draussen etwa 10° u. da soll man dann im Zimmer warm bekommen, wenn das Fenster im Nebenzimmer den ganzen Tag offen steht. Hoffentlich frieren mir die Finger nicht an der Feder an, was mir, als Erzgrörlein schon passieren könnte.»

Die jungen Damen hatten sich im geschützten Rahmen des elterlichen Hauses oder entsprechender gesellschaftlicher Anlässe auf dem Heiratsmarkt zu präsentieren. Dabei waren die Töchter des Herrn Sulzer selbstverständlich begehrt. Im Tagebuch findet sich dazu nur eine einzelne Episode, worin die hoffnungsvollen Herren jedoch keine besonders gute Figur abgeben. Am 12. Januar:

«Wir wollten heute eigentlich eine Volontär-Visite geben, u. zwar bestehend aus 4 hoffnungsvollen Mechanikern wovon aber nur Siggebert u. ein Herr Ritter von Gunesch aus Wien erschienen, die Andern waren wegen irgend einem «Bresten» am Kommen verhindert. Der arme Ritter hatte zwar auch einen zerquetschten kleinen dickverbundenen Finger u. während des ganzen Essens lag mir der Carbolgeruch der daraus strömte in der Nase, so daß mir fast mein ohnehin grosser u. Anlaß zu viel Verdruß gebender Appetit ganz verging.»

Jenny Brown besass zeitlebens eine sehr schlanke Statur. Dass diese Figur nicht ohne geradezu asketische Zurückhaltung zu halten war, lässt der folgende Tagebucheintrag deutlich erkennen:

«Ja, meine Esserei, das ist ein wunder Punkt, über den ich lieber stillschweigend und hinweggehe. Ich bin einfach nicht glücklich wenn ich mich nicht in irgend etwas ein bisschen ‹kasteien› kann. Ueberhaupt soll man nie so viel essen, bis man nicht mehr möchte, das sagt einem ja jeder Doktor, allerdings heißt es da dann auch immer wieder, sich zwingen zum Essen, aber ich finde es so entsetzlich materiell wenn man auch so gar viel eßt, u. dazu haben gar nicht alle Menschen das gleiche Quantum nötig, wer so wenig tut wie z. B. ich (ich meine damit auch schwere anstrengende Arbeit) wie es ja viele Frauen tun müssen, der hat gar nicht so viel Mästung nötig u. daher esse ich einmal nicht mehr, als ich für gut finde.»

Wenn man so an eine arme alte Jungfer denkt

Jenny sinniert über das Schicksal der alten Jungfern – man erhält den Eindruck, dass die bisherigen Heiratskandidaten sie ganz und gar nicht befriedigt hätten und dass sie, ohne es auszusprechen, auch für sich dieses Schicksal nicht ganz ausschliesst:

«Wenn man so an eine arme alte Jungfer denkt, wie oft belächelt man dieselben u. ihre Liebhabereien z. B. für Katzen od. Hunde, dürfen sie nicht auch ihre Liebe auf etwas konzentrieren, da sie vielleicht kein menschliches Wesen haben, das ihnen so nahe stünde? Nein, die alten Jungfern sind auch einmal jung gewesen u. gewiß fast alle von ihnen hätten heiraten können, wenn es sie gelüstet hätte (die ‹Herren› müssen nicht etwa glauben, daß sie sitzen geblieben seien, weil sie keiner begehrt hätte). Man kennt ja die Gründe der Betreffenden nicht, u. wie viele von ihnen opferten sich vielleicht für ihre Familie, indem sie Eltern od. Geschwister unterstützten od. sich überhaupt einem edlen Lebenswerke widmeten u. so um so zu sagen, neben das Heiraten gekommen sind [...] Ja ja die Liebe, auf die ich dann noch eingehend zurück komme, heute ist mir zu spät u. zu kalt, es geht besser, bei einer etwas mildereren Temperatur.»

Mit diesem Versprechen endet leider das allzu kurze Tagebuch. Jenny sollte das Schicksal der «armen alten Jungfer» erspart bleiben: Liebe blühte ihr noch im selben Jahr in Gestalt von Sindy William Brown (1865–1941), dem jüngeren Bruder des BBC-Mitbegründers Charles Eugen Lancelot Brown. Für die Zeit des Kennenlernens und der Verlobung Jennys und Sidney W. Browns existieren leider keine Tagebucheinträge. Ihre Liebesbriefe sind in Privatbesitz. Jedoch verwahrt das Museum Langmatt ein Etui mit Memoranda. Neben der Verlobungsanzeige, den

Menükarten des Polterabends und der Hochzeitsfeier auch eine Reihe anrührender Kleinigkeiten wie eine Abonnementskarte Baden-Winterthur von 1896 mit 16 abgestempelten Fahrten, eine winzige Skizze Jennys von ihrem Sidney und weiteres mehr. Ein kleines Couvert birgt eine Charakter-Studie des «Fräulein Sulzer», worin ihr hochherziger Charakter gerühmt wird, ihr Interesse für Wissenschaft und Kunst und ein geordneter Ideengang attestiert werden. Sie sei dem gesellschaftlichen Treiben nicht abhold, dabei aber «Feindin jeder Convenience», und sie sei auch keine Gegnerin der Emanzipation, wobei sie spitze Wortgefechte liebe. Welches Hilfsmittel auch immer bei der Charakterisierung dem Fachmann gedient haben mag, wir dürfen vermuten, dass er Jenny Sulzer kannte und seine Charakterisierung so anlegte, dass er ihre Vorstellungen bediente.

Wir besitzen aus dem Jahr der Verlobung und der Heirat der Jenny Brown-Sulzer somit einige Zeugnisse, welche das eigentliche romantische Werben andeuten. Möglich, dass hier gar nicht viel mehr vorhanden war, bedenken wir, dass die Entscheidungsgrundlage für den definitiven Heiratsantrag oft schmal war – ein paar Tänze, einige Gespräche, feines Benehmen, Wissen um den familiären Hintergrund. Die Beziehung begann oft erst dann, wenn der Hoffnungsvolle das entscheidende Wort an seine Zukünftige richtete.

Ein viel späteres berührendes Zeugnis zeigt jedoch die Bedeutung, die Jenny diesem Moment beimass. In den Dreissiger- und Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts benutzt sie vorgedruckte Tagebuchagenden, welche auf einer Seite den gleichen Jahrestag von fünf aufeinanderfolgenden Jahren jeweils untereinander präsentieren. Nach dem Tod ihres Gatten entwickeln diese Bücher um die Memorialtage herum einen eigentümlichen Sog, in welchem die Erinnerungen der Witwe um Trauer und Tod kreisen. Aber auch die grosse Liebe wird erinnert und besonders der nahezu mystische Moment der Verlobung, welcher 1896 das Ende ihrer langen Zeit als «Tochter des Hauses» markierte. Der Eintrag am 22. März 1944:

«Gewacht bis zur seligen Stunde wo unsere Herzen sich gefunden. Wo wir umschlungen heimwärts zogen. Und um zwei: jetzt kommt mein Siddel und die Eltern empfangen ihn und ich glaube, sie sind glücklich dass ihre Jane Den gefunden, der sie fürs ganze Leben führt und zum glücklichsten der Menschen macht. O du mein Siddel welch lieber lieber Mensch, ach Gott dass wir uns gefunden, es ist eine Gnade. Ich will danken in all meinem Leid um Dich und dein Scheiden, ich will danken.»

